

KRITISCHE AUSGABE

ZEITSCHRIFT FÜR GERMANISTIK & LITERATUR



ZEIT

15. JAHRGANG :: NR. 21 (2011) :: ISSN 1617-1357 :: 6,- EURO

Das Gedicht, die Zeit und der Rhythmus der Lektüre

Eine Annäherung in drei Schritten

In der arbeitsteilig organisierten, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft der Moderne ist das Individuum verwiesen auf ein mehr oder weniger rigides Zeitmanagement, mag es dies nun bewusst betreiben oder nicht. Allein Beruf und Familie im Tagesablauf aufeinander abzustimmen, stellt eine Herausforderung dar, und wenn dann noch Kirche, Verein, Partei etc. hinzukommen, schrumpft die zur Verfügung stehende Zeit erbarmungslos dahin. Die auf diese Weise schrumpfende Zeit ist die Zeit des Zeitmanagements. Es ist die messbare, die gemessene Zeit, also die Uhrzeit. Die Uhr ist das Instrument zur Disziplinierung körperlicher Regungen; indem man das Leben an ihr ausrichtet, richtet man sich darauf ein, »Bedürfnisbefriedigungen aufzuschieben, Impulsregungen zu unterdrücken, Höchstleistungen und Erholphasen auf abstrakte Zeitpunkte hin zu konditionieren«.¹

Im Rahmen dieses Zwangs zum Zeitmanagement als chronometrisch koordinierter Disziplinierung steht tendenziell die Lektüre von Literatur zur Disposition. Mit anderen Worten: Die Zeit wird knapp für Literatur, und zwar insbesondere für sprachlich avancierte Texte, da gerade diese viel Zeit und Kraft für die Lektüre erfordern. Vor allem von Lyrik wird in diesem Zusammenhang immer wieder behauptet, sie verlangsamt den Leseprozess. So schreibt der Soziologe Niklas Luhmann, dass es in der Lyrik zu einer »Verzögerung des Lesens« komme, ja dass die Blockierung des »raschen Lesens« wesentlich dafür sei, einen Text als »Kunstwerk« wahrzunehmen.²

Historisch gesehen kann man die Anfänge der Verbindung von Lyrik (bzw. Poesie) und Langsamkeit im späten 19. Jahrhundert ausmachen, etwa bei Stéphane Mallarmé. Der französische Dichter entwickelt eine dem Dunklen, Hermetischen verpflichtete Schreibweise, die er konzeptuell an das Medium Buch koppelt. Den Gegensatz zum Buch, das zugleich als unendliches poetisches Projekt gedacht wird, bildet bei ihm ein anderes Medium – ein Massenmedium, das sich voll und ganz der Zeit unterworfen zu haben scheint und das zuvorderst der raschen Informationsvermittlung dient: die Zeitung.³ Diese entwickelt schon aufgrund ihrer Typographie die Möglichkeit der schnellen Decodierung des Inhalts; allein die Anordnung der Texte in schmale Spalten lädt ein zum diagonalen, auf Informationsaufnahme ausgerichteten Lesen.⁴ Die Zeitung, die ihre Verbreitung ebenso wie das Buch der Erfindung des Buchdrucks verdankt, erscheint hier als das zentrale Medium der beschleunigten Moderne.

Mit Mallarmé erleidet die Lyrik insofern einen Modernisierungsschub, als sie sich nicht mehr traditionellen Formen oder eben einer semantischen Durchsichtigkeit verpflichtet fühlt. Zugespitzt betrachtet, existieren somit in der Hochphase der Moderne zwei Bewegungen, die sich widersprüchlich zueinander verhalten. Auf der einen Seite steht das lesende Publikum, das jedoch immer weniger Zeit hat; auf der anderen poetische Projekte, die immer

mehr Zeit beanspruchen. Moderne Lyrik konstituiert sich unter den Zeichen von »Verfremdung«, die, da sie den Fluss decodierenden Lesens blockiert, zugleich als Verlangsamung wahrgenommen wird.⁵ Vergegenwärtigt man sich noch einmal den Hinweis Luhmanns, scheint es überdies so, als ob diese Verbindung im weiteren Lauf der Zeit auf Lyrik allgemein übertragen worden ist. Auch eine neuere Einführung in die Gedichtanalyse fragt allgemein »Wie liest man Gedichte?«, um am Schluss mit einer ganzen Reihe von Aspekten zu antworten, deren erster lautet: »Fremdheit akzeptieren.«⁶ Mit der Akzeptanz des Fremden, mit dem Zaudern vor dem Anderen aber fängt der Verbrauch von Zeitressourcen an.

Die Frage »Wie liest man Gedichte?« enthält einen zentralen Hinweis für die folgenden Ausführungen: Wer über den Zusammenhang von Lyrik und Zeit nachdenkt, muss immer auch übers Lesen, über die Lektüre selbst nachdenken. Erst wenn man diese Grundannahme berücksichtigt, ergeben sich Hinweise auf die Zeit, die Lyrik verbraucht. Oder darauf, wie Lyrik Zeit produziert. Dass es dabei auch um zwei unterschiedliche, nicht ohne weiteres synchronisierbare Zeitbegriffe und Zeiterfahrungen geht, liegt auf der Hand. Die eine Erfahrung orientiert sich an der Uhrzeit, die andere an einer Zeit, in der die Uhr ihre Disziplinierungsmacht einbüßt, und zwar zugunsten einer intensiv erlebten Zeit, in der körperbasierte Impulse wie Imagination und Emotion die Überhand gewinnen.

Was Zeit braucht:

Lektüre als Wiederholen von Wiederholungen

Was genau ist es, das die Lektüre von Gedichten so zeitaufwendig macht? Die Antwort lautet: Gedichte legen nahe, ja erfordern es manchmal geradezu, nicht nur einmal, sondern mehrere Male gelesen zu werden. Aber wodurch tun sie das? Die Antwort der strukturalistisch inspirierten Literaturwissenschaft lautet: weil es sich bei (lyrischen) Gedichten um »überstrukturierte Texte« handelt. Damit ist – verkürzt – gemeint, dass sich in Gedichten mehrere Ebenen bzw. »Strukturen« überlagern, also etwa Metrum, Reim, Syntax, Rhetorik. Hinzufügen könnte man noch Strophen- und Gedichtformen. Und natürlich die Semantik.

Die genannten Ebenen werden jedoch durch das vorgeformt, was der Strukturalist Roman Jakobson »poetische Funktion« genannt hat. Der poetischen Funktion zufolge werden aus einer Gruppe von Worten mit gleichen inhaltlich-semantischen oder formalen Merkmalen (Jakobson spricht vom »Paradigma«) einzelne Worte ausgewählt und aneinandergereiht (»Syntagma«).⁷ Das bedeutet faktisch, dass für poetische Texte die Wiederholung identischer Merkmale in unterschiedlichen Worten konstitutiv ist. Mit Jakobson kann man untermauern, was auch aus rhetorischer Sicht

hervorgehoben wird, nämlich dass die Wiederholung »das fundamentale poetische Prinzip« ist.⁸ Besteht also die einzelne poetische Ebene bereits aus Wiederholungen, so ein Gedicht aus einer Verschachtelung unterschiedlicher poetischer Wiederholungsebenen. Überdies gehen die Ebenen ineinander über und sind wesentlich daran beteiligt, Bedeutung zu generieren.⁹ Gedichte sind in diesem Sinne also Texte von großer sprachlich-formaler Komplexität. Als Beispiel mag das folgende Gedicht von Rainer Maria Rilke aus dem Jahre 1907 dienen:

Der Marmor-Karren (Paris)

Auf Pferde, sieben ziehende, verteilt,
verwandelt Niebewegtes sich in Schritte;
denn was hochmütig in des Marmors Mitte
an Alter, Widerstand und All verweilt,
das zeigt sich unter Menschen. Siehe, nicht
unkennlich, unter irgend einem Namen,
nein: wie der Held das Drängen in den Dramen
erst sichtbar macht und plötzlich unterbricht:

so kommt es durch den stauenden Verlauf
des Tages, kommt in seinem ganzen Staate,
als ob ein großer Triumphator nahe
langsam zuletzt; und langsam vor ihm her
Gefangene, von seiner Schwere schwer.
Und naht noch immer und hält alles auf.¹⁰

Den Inhalt von Rilkes Gedicht wiederzugeben, stellt keine große Herausforderung dar. Es handelt vom mühseligen Transport schwerer Gesteinsmassen auf einem von Pferden gezogenen »Karren«. Dieser Transport geht derart langsam vor sich, dass es den restlichen Verkehr (in Paris?) aufzuhalten scheint. Ein sprachlich geübtes Auge wird zudem rasch unterschiedliche formale Merkmale benennen können: Es handelt sich um ein Sonett, das mit unterschiedlichen Ausprägungen des umschließenden Reims arbeitet. Auffallend sind zudem die Alliteration (»Drängen in den Dramen«) oder das Polypoton (»von seiner Schwere schwer«). Bei diesen rhetorischen Figuren und beim Reim lassen sich unschwer die wiederholten Merkmale erkennen. Die »Überstrukturiertheit« besteht darin, dass beides in ein und demselben Gedicht zu finden ist. Ein Leser nun wird nicht alle Ebenen zugleich wahrnehmen können, und genau dieses »Unvermögen« macht die wiederholte Lektüre notwendig. Diese wiederum benötigt Zeit.

Hinzu kommt, dass die Ebenen nicht harmonieren müssen. Das wird deutlich, wenn man in Rilkes Gedicht die Ebenen Metrum und Syntax miteinander abgleicht: Offensichtlich beginnt das Gedicht jambisch, aber spätestens zu Beginn der zweiten Strophe gerät das Versmaß in Konflikt mit der durch den Satzbau nahe gelegten Betonung (»das zeigt sich«). Ein ähnlicher Konflikt spielt sich auch zwischen Vers- und Satzlänge ab, immer wieder überschreitet der Satz den Vers (Enjambement). Nicht zuletzt durch diese Reibungen zwischen den Ebenen (die deutlich hervortreten, wenn man das Gedicht gleich beim ersten Mal laut liest) tut das Gedicht, wovon es handelt: Indem es vom »stauenden Verlauf« spricht, staut sich der Verlauf der Lektüre. Man könnte auch sagen: er verlangsamt sich. Rilkes Sonett ist in diesem Sinne performativ, was heißt, dass sein Inhalt durch Sprache erfahrbar gemacht wird. In dieser besonderen Spracherfahrung – es gibt keine Worte und daneben die Bedeutung, es gibt nur die Bedeutung durch Form – liegt auch die eigentümlich ästhetische Dimension von Lyrik.¹¹ Der Lesende erfährt eindringlich die quasi ununterscheidbare Verklammerung

von Ausdruck und Inhalt. Diese zeitlich anspruchsvolle Intensität kann sich durch Wiederholungslektüre einstellen oder durch diese zumindest wahrscheinlicher werden. Wobei dies nicht heißen muss, jeden Vers, jede Strophe vollständig immer wieder zu lesen. Wiederholungslektüre heißt in diesem Fall, Irritierendes wie Faszinierendes noch einmal, ja immer wieder zu lesen, und einmal beim Reim, ein andermal bei Vergleichen (z.B. »als ob ein großer Triumphator nahte«) hängen zu bleiben.

Die obigen Ausführungen sind von einem strukturalistischen Analysemodell ausgegangen. Nicht ohne Grund hat man dieser im 20. Jahrhundert sehr einflussreichen theoretischen Strömung eine gewisse Statik bei der Frage nach der sprachlichen Bedeutungskonstitution vorgeworfen.¹² Die Positionen, die sich vom Strukturalismus abgrenzen, bringen dagegen den Gedanken einer nicht hintergehbaren Prozessualität ins Spiel, nach der sich die Bedeutung nicht als starres Moment zeigt, sondern sozusagen andauernd im Fluss ist. Dies zeigt sich gerade in Wiederholungen. Ein zeitgenössisches Beispiel dieses neuen Denkmodells ist Elisabeth Borchers' Gedichtband *Zeit. Zeit* (2006).¹³ Es handelt sich bei diesem Titel zunächst schlicht um das Wiederholen zweier identischer Worte, also um eine Art identischen Binnenreim – das absurd anmutende Extrembeispiel des lyrischen Verfahrens. Die prozessuale, »poststrukturalistische« Sichtweise, die mit Namen wie Roland Barthes, Jacques Derrida oder Gilles Deleuze in Verbindung gebracht wird, würde nun darauf verweisen, dass sich in der identischen Wiederholung eines Wortes die Identität der Bedeutung gerade verschleift. »Zeit« bedeutet demnach beim zweiten Mal etwas anderes als beim ersten Mal, mehr noch, liest man das erste »Zeit« noch einmal, hat sich wiederum eine semantische Nuancierung eingeschlichen, ganz zu schweigen von der zweiten Nennung von »Zeit« usw. Sprache bringt, vor allem in ihrem schriftlichen Niederschlag, keine stabile Bedeutung hervor, sie verschiebt diese immer wieder im Spiel ihrer formalen Gegebenheiten. Die auf Wiederholungen basierende Performanz lyrischer Sprache, ihre »Überstrukturiertheit«, ist hier zugleich die Performanz von Zeit, ja sie macht ihr schieres Vergehen in den wiederholten Worten sichtbar als nicht stillstellbares Zerfließen von Bedeutung, als von keinem technischen Gerät und von keiner menschlichen Intention kontrollierbare Abfolge unvorhersehbarer Veränderungen.

Zeit. Zeit – die Verdopplung des Wortes »Zeit« verweist in diesem Zusammenhang auch auf die komplexe Zeitwahrnehmung des Menschen und auf die Vielfalt von Zeitbegriffen, die oft ineinander übergehen oder sich im Konflikt miteinander befinden. Lyrik zu lesen erfordert Zeit, man kann das dem fortschreitenden Zeiger auf dem Ziffernblatt entnehmen. Gedichte wiederholt zu lesen kann aber, folgt man dem prozessualen Ansatz, auch heißen, das schiere Zerfließen von Zeit im Spiel der Bedeutungen wahrzunehmen. In diesem Fluss der Zeit kann sich zudem, durch die Struktur der Lyrik hindurch, eine neue Ordnung, ein grundsätzlich anderes Bewusstsein von Zeit einstellen. Hier erweist sich eine Kategorie als wichtig, die ebenfalls zentral ist für das Lesen von Gedichten: der Rhythmus.

Was Zeit hervorbringt: Der Rhythmus der Lektüre

»Rhythmus«¹⁴ ist – ähnlich wie »Atmosphäre« oder »Stimmung« – ein ebenso diffiziler wie diffuser Begriff, sodass neuere Lyrik-Einführungen gar nicht erst darauf eingehen oder ihn mehr oder weniger als Synonym von »Metrum« behandeln. In der Tat ist es zwar nicht unmöglich, aber doch sehr schwierig, den Rhythmus

eines Gedichts zu bestimmen. Das liegt daran, dass zwar auch der Rhythmus (wie das Metrum) auf Wiederholung basiert, zugleich jedoch das Prinzip der Abweichung oder der Differenz integriert, und von daher eine spezifische Verbindung zur Zeitproblematik herstellt. So wurde vor beinahe einem Jahrhundert die vor allem bei Gedichten erforderliche »Empfänglichkeit für Rhythmus« als »Zeitsinn« interpretiert.¹⁵ Neuere Positionen wie die Hanno Helblings weisen jedoch darauf hin, dass die Zeit selbst nicht rhythmisch ist: »Erst wenn eine wie immer geordnete Bewegung sie gliedert, wird ihr Vergehen zu einem rhythmischen Prozess.«¹⁶ Es handelt sich um ein dynamisches Ordnungsprinzip von Zeit, das »seine permanente Transformation voraussetzt«,¹⁷ also in der Wiederholung von sich selbst abweichen kann. Rhythmus strukturiert demnach also Zeit und bringt ein für Veränderungen offenes, nicht chronometrisch orientiertes Zeitbewusstsein hervor, einen nicht unbedingt natürlichen, aber doch stärker körperorientierten »Zeitsinn«, welcher in der Nachbarschaft von Levins »Ereigniszeit« angesiedelt ist, diese aber zugunsten einer Intensitätssteigerung des Erlebens weitertreibt, indem es beim Lesen unerwartete Resonanzen entstehen lässt.

Die Relevanz der Kategorie Rhythmus für den hier zur Debatte stehenden Zusammenhang von Lyrik und Zeit ist evident, wobei leider nur Andeutungen über weitere Implikationen dieses Zusammenhangs gemacht werden können. Eher abwegig erscheint jedenfalls, den rhythmischen Zeitsinn als formalen oder semantischen Bestandteil eines Gedichtes anzusehen. Vielmehr liegt es abermals nahe, ihn im Prozess der Lektüre selbst zu situieren. Dazu existieren vielversprechende neue Ansätze. Aus dem Rhythmuskonzept des französischen Bibelübersetzers Henri Meschonnic leitet etwa Hans Lösener in seinem Buch *Zwischen Wort und Wort* (2006) in der Auseinandersetzung mit literarischen Texten im Allgemeinen und Lyrik im Besonderen ein »hörendes« Lesen ab, das auf »sprachliches Hören als gliedernde Artikulation« setzt.¹⁸ Leider stellt Lösener die Verbindung zwischen Rhythmus und hörendem Lesen selbst nicht ausdrücklich her, obwohl sich das eine ganz offensichtlich aus dem anderen herleitet. Seine Entdeckungen, die sich ausdrücklich einem prozessual-systemischen Ansatz verpflichtet fühlen, machen jedoch darauf aufmerksam, dass man in der Lektüre – und zwar nicht nur der Lektüre von Gedichten – einen Rhythmus finden kann, der körperliche Kräfte und Sinnlichkeit jenseits des alltäglichen Zeitmanagements reaktiviert. Die Lektüre von Gedichten gliedert in besonderer Weise die Zeit, und indem sie das tut, bringt sie Rhythmus hervor. Weder ist es ein Rhythmus, den ein Gedicht hat, noch ist es ein Rhythmus, den der Lesende mitbringt, noch ist es eine Synthese aus beiden. Es ist ein Effekt des Gedichts, aber nicht seine Substanz. Eine Lektüre von Gedichten, die als kontemplative Unruhe selbst Störungen des Lesefflusses als bewegtes Moment zu akzeptieren bereit ist, ist aus diesem Grund nicht interpretierend, sondern allenfalls intervenierend. Sie bedeutet einen Schnitt in der Zeit und in der Erfahrung von Zeit. (In diesem speziellen Sinne wird in diesem Essay auch das Wort »Lektüre« verwendet – als Synonym von »Lesen« und zugleich als Bezeichnung für einen nicht-interpretativen Zugang zu Texten.)

Rhythmus kann man mit »Fließen« übersetzen, es kann aber auch so viel heißen wie »Spannungsgefüge«.¹⁹ Der Rhythmus des Lesens macht aus dem Lesen einen spannungsvollen Tanz aus schnellen und langsamen Tempi, und das heißt hier: mal stolpert man über ein monströses Kompositum, mal fühlt man sich davongetragen von einer Metapher oder einem Satz, mal pulsiert er entlang an einer metrischen Welle. Und manchmal kommt es vielleicht gar zu

einer Art Epiphanie, etwa wenn mit Rilke das Gedicht beim Lesen gar zu einem »Gegengewicht« wird, »in dem ich mich rhythmisch ereigne«,²⁰ ganz quer zur funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft mit ihrer Basis der disziplinierenden Uhr als messbare Zeit. Rhythmus, verstanden als Ensemble plötzlicher wechselnder Tempi und als Ineinander imaginativer und emotionaler Impulse, lässt sich nicht messen. Der vielleicht zuweilen beim Einsetzen der Gedichtlektüre verspürte Unwille ist vielleicht nichts anderes als der Ausdruck einer fundamentalen Diskrepanz, ja eines Widerstreits zwischen diesen sehr unterschiedlichen Zeiterfahrungen.

Jürgen Gunia, Studienrat i.H. am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Abt. Neuere deutsche Literatur); Forschungsschwerpunkte: Literatur des 20. Jahrhunderts u. Medientheorie; Publikationen zu Aspekten nichtlinearer Lektüre, zum Fenster als Wahrnehmungsmedium, zu Langsamkeit und Beschleunigung in literarischen Texten sowie zu Robert Musil u. Arnold Stadler.

1 Rosa, Hartmut: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne. Frankfurt/M. 2005. S. 267.

2 Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. 3. Aufl. Frankfurt/M. 1999. S. 27.

3 Mallarmé, Stéphane: Das Buch betreffend [1892/95]. In: Ders.: Sämtliche Dichtungen. München 1995. S. 288–304. Zu Mallarmés Projekt vgl. das instruktive Nachwort von Johannes Hauck im gleichen Band, S. 312–330.

4 Weinrich, Harald: Lesen – schneller lesen – langsamer lesen. In: Neue Rundschau 95 (1984). S. 81–99; hier: S. 87f.

5 Programmatisch findet sich die Verbindung von Verlangsamung und Verfremdung im Russischen Formalismus und hier vor allem bei Viktor Šklovskij: Die Kunst als Verfahren [1916]. In: Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa. Hrsg. u. eingel. v. Jurij Striedter. 5. Aufl. München 1994. S. 5–35.

6 Moennighoff, Burkhard: Grundkurs Lyrik. Stuttgart 2010. S. 6 u. 130.

7 Link, Jürgen: Das lyrische Gedicht als Paradigma des überstrukturierten Textes. In: Literaturwissenschaft. Grundkurs 1. Hrsg. v. Helmuth Brackert u. Jörn Stückrath. Reinbek bei Hamburg 1981. S. 192–219; hier: S. 201f.

8 Groddeck, Wolfram: Wiederholen. In: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. Hrsg. v. Heinrich Bosse u. Ursula Renner. 2., überarb. Aufl. Freiburg/Brsg. 2010. S. 177–191; hier: S. 178.

9 Link, Jürgen: Das lyrische Gedicht [wie Anm. 7], S. 202.

10 Rilke, Rainer Maria: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. v. Manfred Engel u. a. Darmstadt 1996. Bd. 1. S. 488.

11 Schulte-Sasse, Jochen/ Werner, Renate: Einführung in die Literaturwissenschaft. 9. Aufl. München 1997. S. 132.

12 Vgl. Gross, Sabine: Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozess. Darmstadt 1994. S. 44.

13 Borchers, Elisabeth: Zeit. Zeit. Gedichte. Frankfurt/M. 2006.

14 Der Rhythmus, der im ästhetisch-poetischen Denken von Novalis, Schelling oder Nietzsche immer wieder aufgegriffen wurde, hat in den letzten 15 Jahren eine bescheidene kulturhistorische Wiederentdeckung gefeiert. Vgl. z.B. Rhythmus. Spuren eines Wechselspiels in Künsten und Wissenschaften. Hrsg. v. Barbara Naumann. Würzburg 2005.

15 Heusler, Andreas: Deutsche Versgeschichte. Mit Einschluss des altenglischen und altnordischen Stabreimverses. Bd. 1. Berlin 1956 [1925]. S. 17f. Zitiert bei Burdorf, Dieter: Einführung in die Gedichtanalyse. 2., überarb. u. aktual. Aufl. Stuttgart, Weimar 1997. S.69.

16 Helbling, Hanno: Rhythmus. Ein Versuch. Frankfurt/M. 1999. S. 27.

17 Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen. Frankfurt/M. 2004. S. 233.

18 Lösener, Hans: Zwischen Wort und Wort. Interpretation und Textanalyse. München 2006. S. 332.

19 Burdorf, Dieter: Einführung in die Gedichtanalyse [wie Anm. 15], S. 69.

20 Rilke, Rainer Maria: Werke [wie Anm. 10], Bd. 2. S. 257.